

(Nachdruck verboten.)

74) Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweichel.

„Werfet den Bisch ins Feuer! Was kimmert uns das Blaffen der Dorfkötter?“ rief Graf Wolf von Kastell.

„Es gehet auch uns an,“ erwiderte der Domprobst. „Denn es ist gerichtet an alle Kurfürsten, Fürsten, Grafen, Freiherren, Ritter, Knechte, Amtleute, Schultheißen, Bürgermeister, Räte, Dorfmeister und Gemeinden.“

„Uff,“ machte Philipp von Finsterlohr, und der Hofmeister und Doktor der Rechte, Sebastian von Rotenhahn, bemerkte: „Das gehet ja schier an die ganze deutsche Nation, als ob ein Reichstag einberufen würde.“

„Lasset uns hören,“ sprach der Domprobst und Markgraf von Brandenburg und las: „Kund und offenbar ist es, wie bisher die Gewerbsmänner, die Kaufleute und wer sonst auf den Straßen zog, vielfältig beschädigt worden, wie ihnen Hände und Füße abgehauen und die Ohren abgeschnitten wurden, wie man sie niederstach oder einferkerte, plünderte und in den Bloß legte; daß ferner der arme gemeine Mann mit unerträglichen Beschwerden, Frohndiensten, Schatzungen, Auflagen und anderen Belästigungen unterdrückt und dermaßen geschunden wurde, daß der mehrere Theil des Landvolkes mit seinen Kindern in die bitterste Armuth gerathen ist —“

Unter den Rittern und Junkern war ein Murren entstanden, das lauter und lauter wurde. Jetzt brach es in wüthiges Geschrei und Fluchen aus über die Frechheit der Bauern. Sie füllten sich bis ins Innerste getroffen und wollten nichts weiter hören. „Ins Feuer! Ins Feuer damit!“ schriegen sie. Die geistlichen Herren aber schwiegen und warfen einander Blicke zu, in denen sich eine geheime Schadenfreude verrieth. Der Domprobst, dessen Stirn ebenfalls der Zorn röthete, ließ den Sturm eine Weile toben; dann gebot er mit einem Zeichen der Hand Stille und las weiter:

... „daß endlich, was das beschwerlichste ist — etliche geistliche und weltliche Obrigkeiten sich unterstanden haben, ihren Unterthanen das heilige Evangelium und das Wort Gottes, das eine Speise ihrer Seelen ist, zu entziehen, falsche Lehren wider die heilige Schrift öffentlich zu beschützen, die rechtschaffenen, christlichen Lehrer aber zu verjagen, sie in das Gefängniß zu werfen und ihr Blut auf eine tyrannische Weise zu vergießen.“

„Quatsch!“ rief der Domdechant Guttenberg dazwischen.

Der Markgraf Friedrich fuhr fort: „Um nun diese unerträglichen Beschwerden abzutun und solchem verderblichen Fürnehmen zu begegnen, und weil man Gott, dem Allmächtigen, mehr gehorham sein muß als den Menschen, so haben wir uns in dem Namen Gottes zur Erhaltung des heiligen Evangeliums und zur Handhabung des Friedens und des Rechtes in eine freundliche und brüderliche Vereinigung zusammengethan und verbunden. Wir wollen nicht, anderes beschützen und durchsetzen, als was das Wort Gottes gebietet, und nichts abthun, als was ihm zuwider ist. Daran wollen wir festhalten, so weit sich unser Leib, unsere Ehre und unser Vermögen erstreckt. Dabei sind wir auch gesonnen, alle schädlichen Schlösser und Raubhäuser, daraus den Gewerbsleuten und den Gemeinden so viel Nachtheil und Schaden begegnet ist, sämtlich auszureuten, wie wir es auch mit des Allmächtigen Hilfe bereits zur Zeit gethan haben, um dadurch den gemeinen Frieden auf Straßen und Wässern zu fördern. Deshalb bitten wir Euch unterthänig und freundlich, uns in diesem christlichen Unternehmen Hilfe und Beistand zu thun und uns weder mit der That noch auf andere Weise aufzuhalten.“

Der Domprobst legte das Blatt still aus der Hand. Alle schwiegen, wie erdrückt von der Wucht der angeführten Thatfachen und in einem unheimlichen Bangen vor dem Richter, vor den sie das Manifest in so kräftiger Sprache stellte. Scheu vermied jeder den Blick des Andern. Nur die Unschuld erträgt das Auge der Wahrheit. Hans von Grumbach brümmelte in seinen Becher: „Die Fänge kenn' ich, sie sind des Geyers“.

Er irrte darin auch nicht. Florian Geyer hatte darauf gedrungen, daß den unerhörten Grausamkeiten gegenüber,

mit denen Fürsten und Feldherren ihre Siege schändeten, das Gewebe von Vortwürfen, Verdächtigungen, Anklagen, Lügen und Verleumdungen, mit welchen die Feinde unermüdet die Bauernschaft umspannen, vor dem Angesicht der ganzen Nation zerrissen würde. Sie sollte hauptsächlich wissen, daß die Erhebung in Waffen gegen die Obrigkeit weder eigenmächtig, gewalthätig und frech, noch unchristlich sei, wie sie fortwährend gescholten wurde, sondern im Gegentheil auf die heilige Schrift und die Apostel sich stütze; daß die Bauern ihr Menschenrecht kraft des Christenthums, das durch spätere menschliche Satzungen gefälscht und unterdrückt worden sei, forderten. Der Gedanke war Florian Geyers, die Feder des Bruders Ambrosius.

In demselben Tage, an dem die Bauernschaft ihr Manifest an die ganze deutsche Nation gleich einem Heroldsrufe ergehen ließ, folgte der oberste Hauptmann des Tauberhaufens, Hans Kolbenschlag aus Mergentheim, mit 5000 Mann dem evangelischen Heere nach Krautheim. Früher schon war Gregor von Burgbernheim mit seinem Fähnlein gegen den Markgrafen Kasimir nach Windsheim aufgebrochen, während der lange Dienhart mit den Rothenburgern nach Endsee ging und dort das Lager schlug, um den gegen seine eigenen Unterthanen mit Schwert und Feuer wüthenden Markgrafen von der Seite zu fassen. Gleichzeitig bewegte sich der Wildhäuser Haufen in nördlicher Richtung, um von Melrichstadt aus in Verbindung mit der Bürgerschaft von Meiningen dem Grafen von Henneberg und dem Landgrafen von Hessen die Stirn zu bieten. Der knorrig zähe Johannes Schnabel war just der rechte Mann für den Henneberger.

Als Kolbenschlag nach Krautheim kam, fand er daselbst anstatt des evangelischen Heeres einen Befehl von dessen oberstem Feldhauptmann vor, ohne Zeitverlust über Dehringen auf Neckarjulm zu ziehen. Er verwunderte sich freilich, warum ihm dieser weite und beschwerliche Umweg über das Hohenlohe'sche Städtlein vorgegeschrieben wurde; allein er gehorchte und brach mit wegzündigen Führern auf, nachdem Mann und Rosß sich gestärkt und verruht hatten. In der Nacht kam er an Dehringen vorüber; von Göß von Berlichingen und Jörg Meßler keine Spur. Plötzlich sah er in dem Thal zu seinen Füßen unzählige Wachtfeuer aufleuchten. Es war aber nicht, wie die vorsichtig ausgesandten Kundschafter berichteten, der Ritter mit der eisernen Hand, sondern der Truchseß, der vor Neckarjulm lag. Nach den weit verbreiteten Wüchtersfeuern zu urtheilen, war dessen Macht zu überlegen, um einen Angriff mit Erfolg wagen zu dürfen, und Hans Kolbenschlag zog sich auf Dehringen zurück. Der Truchseß von Waldburg hatte aber in unbegreiflicher Nachlässigkeit sein Heer weit und breit zerstreut und Kolbenschlag würde ihn in den Neckar geworfen haben, wenn er auf ihn niedergestossen wäre.

Erschöpft von dem langen beschwerlichen Marsche und ausgehungert langte der Tauberhaufen bei Sornausgang wieder vor Dehringen an. Von dem evangelischen Heere keine Spur. Die Stadt hielt ihre Thore verschlossen. Lärmstöße der Vorposten störten die Bauern von ihren Frühstückstesseln auf. Von Westen wälzte sich eine ungeheure Staubwolke, aus der Waffen hervorblickten, heran. An den Fahnen, die dann und wann aus der Staubwolke auftauchten, erkannte Hans Kolbenschlag, der wieder zu Pferde gestiegen und zu den Vorposten geritten war, daß es das evangelische Heer war. Aber alle Ordnung desselben war in ein unbefreibliches Gewirr und Gewühl von Bewaffneten zu Fuß und zu Pferde, von Kanonen, Pulverkaren, Küst- und Gepäckwagen aufgelöst. Es war wie ein Heer auf dem Rückzuge nach verlorener Schlacht und fast auf die Hälfte zusammengeschnitten.

Hans Kolbenschlag fand kaum die Sprache, als jezt Wendel Hipler und Jörg Meßler an ihn heransprengten, und ersterer, wie von einem Apdruß befreit, ausrief: „Dem Himmel sei Dank, daß Ihr endlich da seid!“ Jörg Meßler aber lachte, als hätte er den Verstand verloren, wie Kolbenschlag von seinem nächtlichen Marsch berichtete. „Und wir lagen derweil in Adolfsfurt,“ ächzte der Kanzler. „Aber um Gotteswillen, was hattet Ihr denn dort abseits zu thun?“ fragte der Hauptmann des Tauberhaufens, und sah sie verständnißlos an. „Hätten wir uns nicht verfehlt, würden wir den Truchseß aufs Haupt geschlagen haben. Ober seid Ihr

ekwan von ihm geschlagen worden? Aber er steht ruhig bei Redarjulin. Und wo steckt der Götz?"

"Frag' ihn selber! Der Teufel läßt sich nit am Schwanz festhalten," antwortete der sonst so gelassene Meßler erregt, und Wendel Gipler sagte mit einiger Hast: "Ich muß in die Stadt; schaffet Ihr derweilen ein wenig Ordnung." Er galoppierte davon.

Kolbenschlag erfuhr dann, indem er jenem mit Meßler folgte, daß das Evangelische Heer zu Redarjulin gestanden, aber auf die Kunde von dem Rachen des Truchseß mit großer Hast die Stadt geräumt hätte, nachdem es deren Besatzung verstärkt und ihr einen Theil seiner Geschütze zurückgelassen. "Warum wir nit geraden Weges auf Dehringen zurückgingen?" fuhr Meßler mit finstern Gesicht fort. "Reim's Dir selber zusammen! Der Götz wollt' Euch nicht begegnen; es hatt' ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. Denn wie wir diese Nacht zu Adolzfurt lagen, da hat er sich mit etlichen vertrauten Gefellen aus dem Staub' gemacht."

Der andere griff seinem Pferde so jäh in den Zügel, daß es, so schwerfällig es war, hoch sich aufbäumte. "Ja, Bruder, das Ding schaut einem Verrath' so ähulich wie ein Ei dem anderen," rief Jörg Meßler grimmig. "Dem Gipler drückt's schier das Herz ab. Denn er hat den Götz zu uns gebracht und sich und unserer Sach' wunder was von ihm versprochen. Krach, da liegt der Haken in Scharben."

"Fürwahr, den Einhänder hat die Hölle ausgepuckt, um uns zu verderben," rief Kolbenschlag, der inzwischen seinen Gaul beruhigt hatte.

"Und es geschieht uns recht," bemerkte Meßler trübselig. "Denn es hat uns einer schon dazumalen in Weinsberg vor dem Götz und dem Hund mit den Edelleuten eindringlich gewarnt. Aber wir haben ihn nit damals, nit später hören wollen, niemals."

"Du meinst den Geyer von Geyersberg?" "Just den mein' ich. — Wie es nun in der Frühe ruckbar wurd', daß der Götz uns im Stich gelassen habe, da gab's nur einen Schrei: Verrath! Die Redarthaler rissen die Fahnen von den Stangen und verstoßen bis auf wenige in alle Winde, als ob der Truchseß sie schon beim Schopf hätte. Auch der Hans Flur wurd' alle."

Wie sie von ihren Säulen stiegen, fand Wendel Gipler wieder bei ihnen sich ein. Die wackeren Bürger von Dehringen hatten selbst ihn nicht eingelassen, obgleich sie ihm es zu danken hatten, daß die Grafen von Hohenlohe ihnen manches Zugeständniß hatten machen müssen. Anstatt ihm das Thor zu öffnen, war der Schultheiß auf der Mauer erschienen und hatte ihm mitgetheilt, daß sie von dem Grafen keinen Befehl erhalten hätten, die Besatzung zu verstärken und die Stadt mit Lebensmitteln zu versorgen. Unter solchen Umständen könnten sie dem Truchseß keinen Widerstand thun und hätte ihre Stadt von ihm das schlimmste zu gewärtigen, wenn sie die Bauern bei sich aufnahmen.

"Der Eine ist halt wie der Andere," fügte Meßler dem Bericht des Kanzlers hinzu. "Auch die Grafen von Löwenstein und der von Wertheim haben unsere Aufmachung nicht befolgt. Nichts als Ausflüchte und doch haben sie alle auf den Artikelbrief dem Evangelischen Heer die Bruderschaft gelobt."

"Wir wissen jezt wenigstens, woran wir sind," raffte Gipler sich auf. "Eilen wir, nach Krautheim zurück zu kommen."

Jörg Meßler machte sich mit Hans Kolbenschlag daran, unter dem Rest des Evangelischen Heeres wieder einige Ordnung herzustellen; dann brach man auf. Kolbenschlag mit seinen Franken bildete die Nachhut. Noch waren sie nicht weit gezogen, so tauchten hinter ihnen die Reifigen des Truchseß auf. Der bergige Charakter der Landschaft mit den schmalen, gewundenen Flußthälern dünkte den Bündischen jedoch nicht geheimer, zumal bei der entschlossenen Haltung des Fränkischen Fußvolkes. Sie ließen von der Verfolgung ab. Den Bauern strömten unterwegs aus allen Dörfern frische Kampflustige zu, auch fanden viele von den Flüchtlingen, die inzwischen den Schrecken über Göze's Verrath überwunden hatten, sich wieder ein. Wendel Gipler gewann die Schnellkraft seines Wesens wieder und kaum in Krautheim angelangt, so liefen seine Boten in das obere Taubertal und nach Würzburg um schleunigsten Zuzug. Als Sammelplatz wurde aber das nördlicher an der Tauber gelegene Städtchen Königshofen bestimmt und dorthin brach auch Wendel Gipler auf, weil der Truchseß durch seine Bewegung von Redarjulin auf Mönchmühl die Absicht verrieth,

dem Bauernheer in die rechte Seite zu fallen und es von Würzburg abzurängen.

Inzwischen hatte die Versammlung zu Würzburg ihrem Manifest an die deutsche Nation ein Rundschreiben an alle Gemeinden in Stadt und Land Ostfrankens folgen lassen, worin sie dieselben aufforderte, allen zur Zeit bestehenden Obrigkeiten, wes Namens sie seien, unverbrüchlichen Gehorsam zu leisten. Hinzugefügt war, daß sie durch ihre Hauptleute nicht nur bei jeder Widerseßlichkeit der Gemeindeglieder gegen die Obrigkeit, sondern auch gegen diese selbst bei jeder Nachlässigkeit in bezug auf die Strafvollstreckungen unmaßsächlich einschreiten würde. Es war dieses dieselbe Erklärung, die ihre Befehle schon in Rothenburg abgegeben hatten. Indem sie aber jezt den gleichen Gehorsam von ganz Ostfranken forderte, stellte sie sich den Fürsten und Herren als die oberste Staatsgewalt gegenüber und sie that es kraft dem uralten Recht der Gemeinfreien, welche der Ursprung und der Zubegriff aller Rechte in Deutschland waren. Ein Antrag des Schultheißens von Ochsenfurt wurde Veranlassung, daß die Versammlung entschieden als die Vertreterin der Gemeinfreien der fränkischen Landschaft sich aufthat. Bezold erinnerte sich des Tischgesprächs im Hause Stephan's von Menzingen und er beantragte, nicht nur die mit ihnen verbrüdereten Landgemeinden und Städte, sondern diejenigen von ganz Franken, Bamberg und Nürnberg mit eingeschlossen, zu einem Landtage zu berufen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Vor bald vierhundert Jahren lebte zu Worms ein Mann mit Namen Heinrich Ruffs. Gegen den herrliche große Empörung in westdeutschen Landen, und die Hülfe und Sachwalter der bürgerlichen Ordnung wären am liebsten mit Steden und Stangen gegen ihn ausgezogen. Denn er war der erste „große Aufreißer“, Herr Heinrich Ruffs aus Worms, der „rund ziehet in denen Steden und die Gefellen aufreißet.“

Auf einem großen Schneidertag zu Oppenheim ging es dem besagten Individuum Ruffs besonders übel, und die verbündeten Meister vom Rhein, dem Main und der Wetterau hätten Herrn Ruffs, den gewissenlosen Geyer, am liebsten gestäubt und dann geröstet, wenn sie nur den großen Andreiber in ihrer Gewalt gehabt hätten. Aber was wollten sie mit ihm machen? Er gehörte vermuthlich längst schon zu den „nachgeschriebenen Knechten“. (Knecht ist hier im älteren deutschen Sinne für „Gefelle“ zu nehmen.) Die nachgeschriebenen Knechte waren jene unruhigen und verdächtigen Elemente, die zu Ausständen anreizten oder überhaupt Arbeitseinsteller waren. Die sollten beim Meister nicht setzen, noch hausen noch hosen, es sei denn, daß sie vorher demüthig der Zunft gebüßt und gebessert hatten. Heinrich Ruffs war aber schon unabhängig gemacht worden; und wenn irgendwo einer Bruderschaft der Gefellen die freie Verwaltung der Kassen, aus welchen bei Arbeitseinstellungen Unterstüßungsgelder flossen, benommen werden sollte, da wird der unabhängig gemachte Bruder Ruffs jählings zur Hilfe berufen worden sein. So kam es, daß dieser Ruffs Anführer einer großen Familie wurde und so wurde der „große Aufreißer“ der schwarze Mann für einen starken Theil der Bourgeoisie zu Ende des deutschen Mittelalters.

Die Schneidertknechte hatten in der damaligen Zeit den Ordnungsmächten überhaupt viel Kopfschmerzen verursacht. Denn ein hochwohlwärtiger Bürgermeister zu Wesel am Rhein klagte, da man der Arbeiterbewegung nicht Herr werden konnte: insonderheit, die Sinderknechte han ein unruhiges Gemüth und sint zu Störungen und Uffläufen mehr geneigt, denn andere Handwerksknechte.“ Freilich plauderte der erwähnte Bürgermeister in seiner patriarchalisch naiven Weise auch aus: Die Meister hant viel schuld. Denn sie wollen, als der Gefelle wohl verlangen lant, nit dreimal des Tags ordentlich zu essen geben und bürden zu viel Arbeit uff. Auch entschauen sie sich nicht, den Lehrlingen Haarwaschen zu geben oder sie gar mit Häuten zu schlagen, wenn die armen Buben den Sonntag nicht durch Besorgungen allerlei Art entweihen wollten.

Dies Kulturbildchen stammt aus dem Jahre 1503. Wenige Jahrzehnte vorher war man noch nicht so erbozt und man suchte die nicht mit Stumpf und Stiel auszurotten, die zu Streitigkeiten anreizten. Zu Gerolzhofen schlichteten die fürstlichen Vögte einen Ausstand der Schuhknechte; man hörte auf die beiderseitigen Vertrauensmänner. Man entschied zum Schluß, wofür ein Knecht mit seinem Meister „zweistödig“ würde, so solle die Klage vor den Bürgermeister gebracht werden; der Knecht aber solle sich nicht untersehen, andere Knechte aufzureizen, so daß sie aus der Werkstatt gehen und dem Meister „aufhusten“. Es blieb also vorerst bei einem energischen Verweis; und noch nicht brach der wüthige Haß gegen Leute, die, wie Ruffs, der Proßigier entgegen für eine Besserstellung der „gemeinen Arbeiterschaft“ wirkten, so grimmig hervor, wie später.

Freilich war eins zum andern gekommen. Die kapitalistische Entwicklung war rapid gediehen. Handelsgenossenschaften monopolisirten allerlei Verbrauchsgegenstände. Fabelhaft hohe wucherische

Gewinne wurden eingeheimst; und wie das konsumierende Volk bedrückt wurde, das beobachteten auch Leute, die den Alltagsnöthen entrückt waren und deren ganzes geistiges Leben sich fernab von wirtschaftlichen Dingen bewegte. Der berühmte Humanist Heinrich Hebel von Lößlingen, ein Mann aus der Schriftstellergruppe, die sich vor allem für die klassisch-antike Literatur begeisterte, schrieb ein vernichtendes Urteil über kaufmännische Machenschaften jener Tage nieder: „Die Kaufleute erwerben sich ihren Reichtum mehr durch Wucher, als durch ehrliche Verträge.“ Und ein anderer Schriftsteller hat ein schlagkräftiges Gleichniß angewandt: „Wer hat solche Finanz und neue Fünd gehört, als jetzt in der Welt umfahren und alles an sich ziehen, wie Secias die Wolken?“ Wie sich die Wolken zusammenballen, so sah man die mächtige, „durch Wucher und Furcht“ entstandene Kapitalanhäufung an.

Erfolgreiche deutsche Kulturhistoriker haben in ihren Werken den Lohn- und Streikbewegungen zum Ausgang des Mittelalters eingehende Aufmerksamkeit geschenkt, und vor Jahren schon hat Johannes Janßen mit Wienerfleiß umfichtige archivalische Studien über jene Zeit gemacht, die mannigfache Ähnlichkeiten mit der unsrigen aufweist. Und Johannes Janßen war ein gläubiger, positiver Katholik. Gern spielt man ihn von Zentrumswegen wider die „protestantische Wissenschaft“ aus. Ob die Zentrumsgelehrten ihn auch studiert haben? Und ob sie aus der Wissenschaft des Vergangenen Schlüsse für die Gegenwart ziehen können oder wollen?

Längst sind die ehemaligen Meisterbünde und Zünfte zerfallen; von dem merkwürdigen „großen Aufreißer“ Heinrich Ruffs aus Worms meldet ein oder das andere Chronik- und Archiv-Blatt. Kein bestimmtes Lebensbild dieses Ruffs, eines freien Vertrauensmanns damaliger Arbeiterschaft, läßt sich heute mehr entwerfen. Bald kam die Periode der Reformation, und es kamen die großen agrar-sozialen Erschütterungen des Bauernkrieges. Aber trotz allem, was verschollen ist: ein ungewöhnliches Maß von Kraft muß in dem Schneiderknecht und späteren Arbeiterführer gesteckt haben. Sonst wäre die Hasses-Empörung nicht zu verstehen, mit der die vereinigte Arbeitgeber ihn verfolgten, und schon damals traten die Begleiterscheinungen auf, wie wir sie heute besonders charakteristisch bei der Goldpresse unseres Unternehmertums vorfinden; und damit sind nicht etwa bloß die Organe Stumm's gemeint, sondern es geht bis in die Reihen jener liberalen Zeitungen, die aus Furcht vor den gestrengen Inserenten nicht ja und nicht nein zu sagen sich erdreisten. Von den „parteilosen“ Großstadtherrschern und Lokalanzeigern ganz zu schweigen. Die stellten sich völlig tot und stumm bei so einschneidenden Fragen, wie sie vor uns bestimmend auftauchen. Die haben mit volksverdummenden Schauspielen die Hände voll zu thun; und es wäre jammervoll läglich, wenn sich auch jetzt noch die Arbeiterschaft nicht energisch gegen sie empörte.

Wenn heute selbst eine „Vossische Zeitung“ sentimental den Arbeitswilligen, der behindert wird, bemitleidet, und „im Brinzip“ nichts gegen eine strengere Bestrafung der „Hezer“ und Bedroher hat, wenn sie Ausschreitungen, die in der Verbitterung vorgenommen sind, verallgemeinert: so ist dies auch keine kulturgeschichtliche Neuigkeit mehr. Der ausschweifende Haß engherziger Zinssler hat damals schon sich mit der warmherzigen Mitleidstheorie umkleidet. Man hätte einen Ruffs vielleicht durch die Spieße gejagt, wenn man nur an den Vermaledeiten herangekommen hätte; und dabei hätte man gefeuert, diese „erschütterliche Strafe“ sei notwendig im Interesse der armen Irreführten, die von gefährlichen Aufstrebem ausgezögelt ohne Schuld in Brotlosigkeit und Jammer gerathen. Immer wieder dieselbe Geschichte vom Sündenbock der herrschenden Gesellschaft. Man schlächtet den Sündenbock (oder möchte ihn schlachten) und meint, nur ist die Gesellschaft wirklich entüßt. Was hat man mit drakonischen Bestimmungen erreicht? Was mit den äußersten Zuchtmitteln gegen die Vertrauensmänner der Arbeiterschaft?

Wie hätte der Aufreißer Ruffs je zu dem großgeschätzten Vertrauen „in denen Städten“ rheinlauf und rheinab und am Main, wo damals noch Deutschlands Pulse am kräftigsten schlugen, gelangen können, wie wäre seine materielle Unabhängigkeit gesichert gewesen, wenn die Gesellschaft nicht durch die Nothwendigkeit hierzu verbunden gewesen wäre. Selbst der Fall zugegeben, daß die Persönlichkeit dieses Ruffs imponieren mochte und daß er über eine besondere Gluth der Rede gebot. Geschicht der alte Fehler nicht immer wieder? Begegnen wir ihm nicht auch da, wo er unsere Interessen nicht unmittelbar berührt? Als die Bevölkerung von Paris ihr: „Nieder mit Zola!“ rief, da hieß es in einem nicht unbeträchtlichen Theil unserer Presse: „Seht die Brunnens vergifter an, die Rochefort, die Drumont und wie die niederträchtigen Hezer heißen mögen, sie, sie ganz allein haben die edlen Anlagen des „Herzens von Frankreich“ vergiftet. Man vergaß, daß durch das Treiben der Reinach und Herz im Panama Paris wirklich mißtrauisch und verbittert werden konnte. Wie rasch aber hat die Stimmung von Paris umgeschlagen, als das Vertrauen auf die militärischen Großsprecher und den Generallstab schwand? Wo ist nunmehr der Einfluß der Rochefort und der Drumont hin? Können sie wirklich Wind und Wetter nach Willkür machen, oder werden Schwankungen der Volksseele nicht auf wirkliche Nothwendigkeiten zurückzuführen sein? Sehr empfindlich ist die Volksseele. Sie wurde schon durch das Wirken bedorrechteter Verbrecher, wie Arton oder Cornelius Herz es waren.

Leicht konnten so Mißtrauen und antisemitische Neigung wider Drehfus genährt werden. Zu stark war der Prozentsatz gewisser

Kreise am Panama. Ja! aber schlug die Stimmung getreu der Empfindlichkeit der Volksseele um, als man zu besitzlosen begann, es sei ein großes Unrecht geschehen; da braucht man an keine Wunder und an keine Agitatoren von mystisch-geheimnisvoller Kraft zu glauben, wie man im Mittelalter an die „Teufelsbraten“ von Kerlen glaubte.

Rapid war die Lebenshaltung der Handwerksknechte niedergegangen. Der relative frühere Wohlstand der gewerblichen Lohnarbeiter war so weit geschwunden, daß man um bessere, nothwendige Verköstigung „zweistödtig“ werden mußte. Ebenso rapid wie hier proletarisirt wurde, stieg die groß-bourgoise Entwicklung. Dabei vertheuerten Handels-Monopolgesellschaften die Lebensbedürfnisse, ja die Waarenverfälschung war schon im großen Stil im Brauch. In einem Fasinahtspiel heißt es:

„Dein safran hast zu Fenedig gefackt
Und hast rintfleisch drunter gehackt;
Und melst unter negelein (Gewürznelken) gepets (gebähtes) Brod
Und gipst für lorper hin gaslot,
Und sichtenspan für zimmetruten
Zust unter mandel pfrunglern“ u. s. w.

Die Lebensnoth war über die Handwerksknechte gekommen, und aus ihr erwuchsen die Ausbrüche; nicht nach Agitatorenwillkür wurden sie geschaffen. Man hat gedroht und alle Härte mittelalterlicher Strafen hat man in Aussicht gestellt; und was sich kulturgeschichtlich vollziehen mußte, hat sich doch vollzogen.

Es ist in schweren Zeiten nützlich, der Vergangenheit zu gedenken. Man kann aus ihrer Wissenschaft Trost und Sicherheitsgefühl für die Zukunft schöpfen. — Alpha.

Kleines Feuilleton.

d. Langeweile. Es dämmert in dem langen, schmalen Zimmer. Wenn draußen, im verlöschenden Tageslicht ein Wagen mit seinen Laternen vorübergleitet, leuchten die blanken Möbel und Spiegel auf.

Auf dem Divan liegt eine Frau. Sie erhebt sich und geht matt, langsam zum Fenster. Der dicke Teppich verschlingt den Schall ihrer Tritte.

Auf der Straße treibt der Wind einzelne dürre, zusammengeschrampte Blätter im Kaminstein dahin. Nur wenige Menschen kommen vorbei. Selten rollt ein Wagen über den glatten Asphalt, der sich wie erstorbenes, todes Wasser ausdehnt. Die Frau wendet sich und tastet nach der Mitte des Zimmers. Eine Ampel zieht sie herunter, das Aufblitzen eines Fingerringens, ein mildes, rothes Licht breitet sich aus, das nur schwach bis in die Ecken dringt.

Ein Damenzimmer. An den hellblauen Wänden Kalender, Fächer, Tanzkarten, Bleistifte, Tombola-Rippes, alles an Rosa-Bändchen hängend, mit Rosa-Schleifen verziert. Ueber Bildern mit Rosa-Sammtrahmen weiße Shawls. Auf den Tischchen, auf dem Bett und auf dem Schreibtisch gestülpte Decken. Die Frau setzt sich lässig vor den Schreibtisch, schiebt einige Porzellan-Rippes bei Seite und schreibt, nachdem sie sich in dem seitwärts stehenden Schmudspiegel beschaunt hat, mit ziellichen, verschnörkelten Buchstaben: „Liebste Mimi! Ich schreibe schon wieder. Ich weiß nicht, was ich sonst anfangen soll. Mein Mann hat im Regiment zu thun und außerdem mit seinen Pferden. Ich aber habe nichts weiter als jeden Abend Opernhaus oder Gesellschaft. Heute bleiben wir zu Hause, weil meinem Mann nicht ganz wohl ist. Denke Dir, sie mußten heute früh schon um 4 Uhr antreten! Ich habe so gar nichts. Nur Deine Briefe und das bische Gesellschaft. Nun laß bald was von Dir hören Deiner Dich liebenden Hertha.“

Sie schreibt die Adresse, steckt den Brief in den Umschlag und sieht ihn an, sieht ihn an . . .

Ein Dienstmädchen erscheint: „Wir können den Tisch nicht allein decken. Es wird zu spät, gnädige Frau.“

„Aber wozu habe ich denn mein Personal?“ fragt sie gebednt. Das Mädchen erröthet und geht wieder. Die Gnädige sitzt noch vor dem Brief — und sieht ihn an. —

Theater.

Das Schiller-Theater hat am Freitag einen literar-geschichtlichen Versuch gewagt und Holberg's Komödie vom „politischen Kannegießer“ aufgeführt. Der Versuch konnte nicht voll gelingen, die Welt im „politischen Kannegießer“ ist der unfrigen zu fern. Doch war die Aufnahme der Posse aus dem vorigen Jahrhundert leidlich günstig.

Holberg ist zu Ausgang des 17. Jahrhunderts geboren. In der dänischen Nationalliteratur nimmt er einen Ehrenplatz ein und gewiß ist er ein derb-kraftiger, germanischer, frohgelaunter Geist. Nur sollte man ihn nicht immerzu den dänischen Molière nennen. Ein Charaktergemälde von so psychologischer Feinheit zu schaffen, wie etwa Molière's „Misanthrop“ ist, das wäre im breiten, volkstümlichen Rahmen Holberg's unmöglich. Er war der Dichter des kleinbürgerlichen, germanischen Spases. Er konnte die Leiden einer vielbesuchten Wöchnerin, die Französelei seiner Landsleute, das Hochhinauswollen gewisser Kreise und die politische Kannegießerei (ein Begriff, dem wir seiner Komödie zu danken haben) ironisieren. Immer aber blieb es beim grobdeutlichen, beim handfesten Humor. Wie wird das Tragikomische gestreift, wie im „Seizigen“ etwa von

Mollire, und ein tieferes, individuell-poetisches Bekenntniß abgelegt, wie im „Menschenfeind“ des französischen Klassikers. Durch Lachen belehren, das ist die Moralendenz Holberg's.

Von Holberg's Zeit aus ist der politische Kamegießer zu verstehen. Einer demokratischen Welt muß die Post als verstaubt und überlebt vorkommen. Ihr Lehrinhalt sagt etwa: Schuster, bleib bei deinem Leisten und nörgle nicht an Dingen, die nur die vornehmen Geschlechter und ein wohlweiser Rath verstehen. Sorge du um dein Geschäft und laß die Rechtsens walten, die in ihrem Amt von den Dingen mehr verstehen, als du. Natürlich ist der geulkte politische Kamegießer ein Mustertölpel.

Solche Komödien müssen gewissermaßen in Holzschnittmanier auf der Bühne dargestellt werden. In der Gesamtdarstellung des Schiller-Theaters wirkte man dahin. Von Einzelnen gelang es am besten Herrn Schmasow, dem Meister Kamegießer.

—f.
Aus dem Thierreiche.

ie. Ein verkannter Schatz im Meere. Im ganzen nördlichen Atlantischen Ozeane von Grönland bis Nord-Afrika, bis hinein in die großen Buchten des Mittelländischen Meeres und der Ostsee findet sich zahlreich ein kostbares Thier, den Schiffern wie den Fischern wohlbekannt, den ersteren ein Vergnügen, den letzteren ein Grauel. Es wird nicht jedem, sollte er schon einmal die Ostsee durchquert haben, bekannt sein, daß er dort auf der Fahrt Bale antreffen kann, echte Bale von der Familie der Delphine. Es ist der Braunfisch, wie er in Deutschland und Holland genannt wird, das Meeresschwein der Engländer, Franzosen und Schweden und der Tümmler der Dänen, von den eigenartigen Namen zu geschweigen, die die Norveger, Isländer und Grönländer diesem merkwürdigen Thiere beigelegt haben. Selbstverständlich ist es kein Fisch, sondern ein Säugethier, das eine Länge bis zu 2 Meter und ein Gewicht von etwa 1 Zentner erreicht. Ihr Bau ist, wie der Name Meeresschwein besagt, ein wenig plump, und ihre Bewegungen sind daher weniger elegant wie die der eigentlichen Delphine. Immerhin gehört die Beobachtung der Tümmler zu den fesselndsten Schaupielen, die sich dem Ostseefahrer auf diesem Binnemeer darbieten können. Ein Segelschiff begleiten sie in der Nähe der Küste fast regelmäßig, dagegen scheinen sie durch das qualmende und fauchende Dampfschiff beunruhigt zu werden und zeigen sich in dessen Nachbarschaft seltener. Besonders lebhaft wird das Thier vor und während eines Sturmes, es führt dann in den hohen Wogen die tollsten Kapriolen aus und wälzt sich mit Wonne, ununterbrochen Purzelbäume schlagend, durch die Wellen hin. Während der Paarungszeit werden sie wie wahnsinnig und blind, es kommt nicht zu selten vor, daß dann ein Tümmler sich selbst den Tod giebt, indem er in unverständiger Wildheit durch die Brandung bis weit auf den Strand hinausgeht oder sich den Kopf an einer Schiffswand zerstößt. Der Braunfisch ist für die Fischerei eines der schädlichsten Thiere unserer heimischen Meere, er nährt sich vorzugsweise von Heringen, dann auch von Matrelen, Lachsen und anderen werthvollen Fischen, außerdem zerreißt er häufig die dünnen Netze der Fischer, prellt diese um ihren Fang und führt sich denselben selbst zu Gemüthe. Der Braunfisch hat daher die Gunst des Menschen verschert und dürfte um so eher ein Gegenstand der Verfolgung werden, als er in großen Schaaren vorhanden ist und in seinem Leibe einen höchst werthvollen Stoff birgt. Es ist weniger sein Fleisch, das zwar von den Alten sehr geschätzt und in Italien zum Beispiel zu wohlschmeckenden Würsten verarbeitet wurde, während es heute nur im Falle der Noth gegessen wird. Das eigentlich Werthvolle ist auch nicht die Haut, obgleich dieselbe ein ganz gutes Leder abgiebt, sondern das Fett, das unter der Haut sitzt. Dieses Fett läßt sich zu einem Del verarbeiten, das an Feinheit für die Verwendung im Maschinenwesen ganz unübertroffen dasteht. Das Fett des Bales muß in Streifen geschnitten und unter einer Schraubenpresse zerdrückt werden. Das erhaltene Del ist so fein, daß es Löpfergeschirr und sogar Holz durchdringt. Es wird deshalb für die zarresten Maschinen und Apparate als Schmiermittel verwandt, z. B. auch für Uhren. Gegenwärtig wird es nur aus den Vereinigten Staaten geliefert.

Astronomisches.

— Ueber den neuen Planeten wird der „Frankf. Ztg.“ geschrieben: Der durch den Astronomen der Urania-Sternwarte in Berlin entdeckte neue Planet ist in mehrfacher Hinsicht von ganz besonderem Interesse für die astronomische Wissenschaft. Er nimmt eine so isolirte Stellung unter den Gliedern unseres Sonnensystems ein, daß es zweifelhaft erscheinen kann, ob man ihn überhaupt einer Planetengruppe zutheilen darf, und ob man ihn nicht vielmehr als den Vertreter eines ganz eigenartigen, bisher von ihm allein dargestellten Typus von Begleitern unserer Sonne auffassen muß. Der Planet verdient aber unser ganz besonderes Interesse dadurch, daß wir durch ihn ein neues vorzügliches Mittel bekommen haben, die noch immer nicht genau bekannte Sonnen-Parallaxe und damit die Entfernung der Erde von der Sonne genauer zu bestimmen. Da uns nach den Verberich'schen Rechnungen der neue Planet auf 15:100 des Abstandes der Sonne von der Erde nahekommen kann, also bedeutend näher als die anderen kleinen Planeten und als „Venus“ und „Mars“, so werden wir, wenn einmal eine Opposition des Planeten nahe mit seinem Perihel zusammenfällt, seine Entfernung

von der Erde und damit die mittlere Entfernung der Sonne von der Erde mit ungewöhnlicher Schärfe bestimmen können. —

Geologisches.

— Erdbeben in Sachsen. Unerwartete Ergebnisse haben die Untersuchungen gehabt, die Professor Dr. Credner in Leipzig über die in den letzten zwanzig Jahren vorgekommenen 35 sächsischen und insbesondere vogtländischen Erdbeben angefertigt hat. Diese Ergebnisse sind soeben in den Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlicht worden. Professor Credner stellt fest, daß die Ausgangspunkte der Erdbeben aus den Jahren 1878—1897 an Gebiete größerer tektonischer Störungen gebunden und deshalb der Gruppe der tektonischen Beben beizuzählen sind, daß aber der eigenartige Gesteinsaufbaues betroffenen Gebiets dieses zwar für Erdbeben-Entstehung besonders empfänglich macht, die eigentliche Ursache der Erschütterung jedoch in anderen Einwirkungen als dem gebirgbildenden Druck zu suchen sein dürfte. Dies wird dadurch wahrscheinlich gemacht, daß die sächsischen und mit ihnen die vogtländischen Erdbeben sowohl in ihrer Zahl wie in ihrer Stärke einer gewissen Periodizität unterworfen sind. Sie drängen sich nämlich in beiden Beziehungen zusammen: 1. auf den den Winter einschließenden Jahresabschnitt von September bis März, und zwar namentlich auf die Monate Oktober, November und Dezember; 2. auf den die Nacht einschließenden Tagesabschnitt von 8 Uhr abends bis 8 Uhr morgens, und zwar namentlich auf die Zeit von Mitternacht bis früh 9 Uhr. Ueber die Ursache dieser Periodizität der bisher von ihm aufgezeichneten Erdbeben will Professor Credner Vermuthungen zur Zeit noch nicht äußern. — (Köln. Ztg.)

Technisches.

— Ueber eine großartige Felsensprengung, die am 27. August abends am Breitenberg (bei Dornbirn) von der Bauunternehmung der Rheinregulierung vorgenommen wurde, berichtet die „Zeld. Ztg.“: Das abzusprengende Gestein umfaßte gegen 80 000 Kubikmeter; in die gebohrte Mine waren nicht weniger als 40 Kilozentner Sprengmaterial (Janit) zc. versenkt worden; die Abfeuerung wurde auf elektrischem Wege ausgeführt. Die Kosten dieser Sprengung dürften sich auf etwa 10 000 Gulden belaufen haben. Ein prachtvolles Schauspiel bot sich der großen Zahl der von überall herbeigeekelten Zuschauer. Langsam hob sich der gewaltige Felsblock, losgelöst von der übrigen Felsmasse, und senkte sich ganz behaglich zur Erde, ohne etwa besonderen Donnererschall zu erzeugen, wie man die gefürchtet hatten, und ohne Steine in die Luft zu schleudern. Erst die nachfolgenden Abstürze von Felsblöcken erzeugten weithin hörbaren donnerähnlichen Schall. —

Humoristisches.

— Pech. „Ich hab' kein Glück auf der Welt! Heute, wo ich früher und nüchtern z' Haus lomm', schläft meine Frau schon!“ —
— In der Kunstausstellung. Fremder (im Katalog lesend): „Dido giebt sich selbst den Tod!“ Heißt mer a' Erklärung! Die do! Warum und wer is se?“ —
— Eine verzwickte Sach'. Kaufmann: „Es geht nicht mehr, ich muß mir eine Hilfe ins Geschäft nehmen! . . . Schlag' ich nun aber das neue Badenfräulein auf den Syrup, auf den Käse oder auf die Eier?“ —

(Flieg. Bl.)

Vermischtes vom Tage.

— Eine „Reihenschule“ besteht noch in Lutterloh bei Unterlüß (Station an der Hamburg-Hannoverschen Bahn). Es giebt dort zwei Hofbesitzer, jeder hat sich sein eigenes Schulhaus eingerichtet, und Schulhaus und Schulhof wechseln jahrweise ab. Der Lehrer, der nur ein lediger Mann sein darf, wohnt und ist in dem einen Jahr bei dem einen Hofbesitzer und im folgenden Jahre bei dem andern. —
— Aus der katholischen Kirche in Schalmeh bei Elbing sind Pfandbriefe im Werthe von 40 000 M. gestohlen worden. —
— In Birken bei Düsseldorf hat ein Arbeiter seine Frau, seine Tochter und hierauf sich selbst erschossen. —
— In Hagen sind zwölf Kinder unter starken Vergiftungserscheinungen erkrankt. Die Kleinen hatten bei einem Ausflug schlechte Milch getrunken. —
— Eine große Feuerkugel wurde am 8. September gegen 8 Uhr 58 Minuten abends in Köln gesehen. Das Meteor flog etwas östlich vom Scheitelpunkte in der Richtung von Nord nach Süd über den Himmel und leuchtete wie mit elektrischem Lichte. Einen langen Schweif zog die Feuerkugel hinter sich, und zuletzt trennten sich leuchtende Theile vom Kopfe desselben ab und schienen sich in den Schweif hinein zu bewegen. —
— In Mannheim ist ein fünfzehnjähriges Mädchen ins Wasser gegangen, weil zwei Frauen ihm nachsagten, es hätte ein „Verhältniß“. —
— Die Stadt Mafow im Gouvernement Lomsche ist völlig eingäschert. Sieben Personen sind verbrannt. —
— In Spanien herrscht ungeheure Dürre. Die Flüsse Guadaluquivir, Guadiana und Tajo sind ohne Wasser; die Mühlen und Fabriken an ihren Ufern stehen still. Die Felder sind ausgedorrt und verheugt. —